

(Nachdruck verboten.)

2) Lebensfreude.

Bauerngeschichte von Gustav Wied. Autorisierte Uebersetzung von Alfons Fedor Cohn.

„Hier kommen schon Leute heute zusammen!“ sagte der Gemeinderatsvorsteher, der dicke Rasmus Nielsen. „Ja, ja, die Ernte ist ja auch gut gewesen!“

„Aber die Preise sind schlecht!“ pfiff ein kleiner, bleicher Bauersmann, ein gestricktes Tuch fünfzehnmal um den Hals geschlungen.

„Das sind sie, Mads Pedersen; aber sie wären noch schlechter gewesen, wenn's Korn auch schlecht gewesen wäre!“

Es war Gedränge in den Stuben. Die Weibskente standen in der Gartenstube und der Schlafkammer aufgestellt, die Mannskente in der Wohnstube und im Gang.

Sofie bohrte sich von Zeit zu Zeit aus der Küche hinein, um zu begrüßen. Und dann bohrte sie sich wieder zurück. „Wir können gern essen, Ole!“ sagte sie das leptemal, als sie drin war.

„Na. Ja, na bitte, Herrschaften, bittet!“ sagte Ole zu den Männern, „kommt rein und nehmt 'n Happen Brot und 'nen Schnaps.“

Schuhmacher Hansen hatte sich von selbst in den Saal gefunden, wo er stand und Marthe und Johanne was vorsummte. Schuhmacher Hansen schätzte das Weib sehr.

„Ach, bitte schön, Madam Rasmussen! Bitte schön, Madam Baldrian! Bitte schön doch!“

Sofie trieb die Damen in den Speisesaal.

Man setzte sich. Die Männer an den großen Tisch und die Frauen an den kleinen. Die Suppe wurde in großen Lonschüsseln hereingetragen, und jeder schöpfte mit seinem Löffel in seinen Teller. Es lagen Löffel für alle da, Zinnlöffel, die vom Kaufmann geliehen waren. Aber ein paar alte Bauern widelten ihre privaten Holzlöffel aus ihren Taschentüchern und begannen still gleich aus den großen Schüsseln zu suppen. Sie waren ganz braun und blank von langjährigem Gebrauch, die Löffel.

Ole ging herum und goß den Schnaps ein. Man trank allesamt aus demselben Glas. Und nachdem er den Männern eingeschwenkt hatte, ging er rüber an den Tisch zu den Frauen.

„Ihr sollt auch von dem Most kosten, Frauenzimmer! Das ist gut fürs Bwerchfell.“

Und mehrere von den Madams sagten: Danke, danke! und verhafteten den Schnaps.

Aber Tischlermeister Baldrian machte das Zeichen des Kreuzes.

Sofie und Marthe und Johanne flogen aus und ein mit leeren und vollen Schüsseln. Der Himmel mochte wissen, wann sie selbst zum Essen kamen!

„Bitte schön, Madam Hansen! Nehmen Sie doch einen einzigen Löffel, Madam Rasmussen!“

Sofie war besonders um die Stadtdamen besorgt.

Nun begann Hummel das Meerrettichfleisch aufzuschneiden.

„Das ist Fleisch!“ sagte er und jagte die Gabel in das gelbe, zitternde Fett bis ans Gest, „das ist wirklich Knallkautschuk, hudd, hudd!“

Die Bauern grinsten und stießen einander in die Seiten: „Hört bloß den Schuhmacher! Hansen galt nämlich als ein „Scherzbold“ und konnte insolgedessen nicht den Mund öffnen, ohne daß man lachte.“

Das Fleisch wurde von demselben Teller wie die Suppe gegessen.

Und Ole ging wieder mit dem Schnaps.

Die Teller wurden rausgetragen und abgewaschen, und man begann mit dem Braten.

„Sind das Enten?“ fragte der Schuhmacher, als ihm die Gänse zum Ausschneiden hingestellt wurden.

Die Gesellschaft wand sich vor Lachen, und Madam Hansen sagte, geschmeichelt über den Erfolg des Mannes:

„Gott, Theobald, wie Du Dich auch anstellst!“

Alle sollten sie von allem kosten, was auf dem Tisch stand,

und die Teller wurden bis zum Rande gefüllt mit Braten, Sauce und Kartoffeln, Eingemachtem, Gurken und roten Rüben.

Einige aßen mit den Fingern, die sie nachher am Luche abtrockneten.

Ole ging immer mit dem Schnaps.

Nun kam der Reiskuchen mit Rosinen. Er war draußen in der Küche zerteilt, und jeder nahm sein Stück und knabberte daran.

Die Stimmung war ziemlich aufgeräumt; man sprach laut, lachte und gestikulerte. Und die alten Bauern mit den Privatlöffeln rülpten still.

Und Ole war wieder mit dem Schnaps da.

„Gudd, hudd,“ sang Hummel, „lang lebe der Traubenjaft!“

„Danke!“ sagte Ole und nahm selbst einen Schnaps.

„Will keiner mehr Kuchen haben, Leute? Bitte schön!“

Aber es hatte keiner noch Platz zu mehr.

„Ja, na denn dank schön fürs Essen!“ sagte Ole; er meinte: wohl bekomm's!

Und man stand vom Tisch auf.

Die „Spielekanten“, eine Violine und eine Klarinette, hatten in der Wohnstube geessen.

Jetzt ging ein Gemurmel durch das junge Volk, der Tanz solle beginnen. Marthe machte schon ein paar Pas draußen in der Speisekammer mit den Gänseknochen auf einer Lonschüssel.

„Geh Du nur 'rein,“ sagte Sofie, „geh Du nur 'rein, Marthe! Dir sitzen doch Hopser in den Beinen!“

Marthe saufte in den Saal und räumte sofort die Tische aus. Sechs Freundinnen halfen ihr.

Hinten in der äußersten Ecke hatte man einen Maischbottich aufgestellt mit einem Wagenkasten darüber. Da sollte auf zwei Stühlen die Musik sitzen. Sie brauchte keine Noten.

Ein paar dienstefrige Frauen halfen Sofie, in der Speisekammer beiseite zu gehen.

„Gudd, hudd,“ summte Schuhmacher Hansen und steckte den Kopf durch die Tür. „Neste für vierzehn Kindbetten!“

Die anderen Mannskente waren raus in Scheune und Stall gegangen, um die Wirtschaft zu besehen. Ein paar standen in der Schobereinzäunung und betrachteten die neun spitzen Kornmieten. Tischler Baldrian war unter ihnen. Er hatte wieder den hohen Zylinder auf und sah würdig aus, als ob er einer Leiche attachiert wäre.

Aber er trank niemals was anderes als Dünnbier, die schwächste Nummer, sagte er.

Pfölich spielte die Musik im Saale auf, und der dicke Rasmus Nielsen begann mit Schmied Sörensen drüben im Kuhstall zu tanzen.

„Man hat ja doch seine Elastizität bewahrt!“ sagte er.

Aber drin im Saal hatte der Landwirtschaftslebe von Stafegaarden mit Marthe „losgelegt“. Es war ein Galopp, und die Röcke stoben um sie. Sie hatte auf irgendeine wunderliche Weise einen „reinen“ Rock anbekommen.

Nun kam Schuhmacher Hansen mit Sofie aus der Küche angeschleppt.

„Sie sind ja verrückt, Hansen!“ sagte sie und sträubte sich. Sie hatte die Schürze aufgebunden und Morgenschuh aus Blüsch an.

Aber der Schuhmacher schwang sie im Tanz.

„Gudd, hudd!“ sagte er dabei. „Sie tanzen wie eine vor Parkett, Madam Kanstrup!“

Der Mann meinte wohl vom Ballett.

Mehr und mehr Paare schwangen sich über den Boden dahin.

Anecht Sören hatte Johanne gefaßt, die mit einem Brotkorb voller Kaffeekuchen hereinkam; und nun tanzte sie und Sören und der Kuchen mit Galopp.

„Der Kaffee kocht über!“ brüllt plötzlich Madam Baldrian aus der Küche; und Madam Kanstrup wie Johanne reißen sich los von ihren Kavaliern und stürzen hinaus.

Im Wohnzimmer haben sich die ernsteren Naturen niedergelassen. Der große Tisch aus dem Saal ist hier her-

eingebracht und man macht ein Spielchen „Nies“ zu zwei Dere das Stück.

Nun kommt der Kaffee. Man gießt sich Rum 'rein und ißt Kuchen dazu. Und mitten auf dem Tisch zwischen Messingleuchtern und brennenden Lichtern steht außerdem eine Holzkanne mit selbstgebrautem Feißbier. Man trinkt abwechselnd daraus, indem man sich sorgfältig mit dem Handrücken über die Lippen streicht, bevor man den Mund daran setzt. Die Pfeifen werden hervorgeholt, und der Tabaksbeutel geht herum. Ein dicker, grauer, süßlicher Pfeisengeruch erfüllt alle Zimmer.

Nur Schuhmacher Hansen und Landwirtschaftslebe Benediktßen rauchen Zigarren.
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ferhände Kalfa.

Novelle von Halid Bja, aus dem Türkischen übersetzt von Ruhşine Hanım.

(Schluß.)

Mit der ganzen Liebe, deren sie fähig war, schloß sie sich an das Kind an. Sofort nach seiner Geburt hatte sie seine Pflege übernommen, selbst die Wäsche des Kleinen ließ sie von niemand berühren. Aus dem Waschraum konnte man ihre Stimme vernehmen: „Ach, wie niedlich, ach, wie süß . . . hat er sogar schon eigene Wäsche . . .“

So zärtlich sie das Neugeborene auch liebte, es war für sie doch nur das Mittel zum Zweck. Sangen ihre Lippen das Kind in Schlaf, so zählte ihr Herz doch die Monate, die im Fluge dahinstrichen . . .

Sie hatte keine Zeit mehr zum Warten, Ferhände! Die früher nie müden Arme wollten manchmal den Dienst versagen, ihr Körper fank schon bedenklich in sich zusammen, sie lief nicht mehr, sie ging nur noch, und zwar gar nicht mehr jugendlich . . .

„Ferhände Kalfa“ war in „Ferhände Dady, Sabit Behs Wärterin“, verwandelt worden. Es schien, als ob sie mit dem Zunamen „Dady“ um zwanzig Jahre älter geworden sei . . .

Es war an einem Bairamsfeste, daß man Sabit mit seiner Wärterin zum Großpapa geschickt hatte. Als sie sich wieder zum Fortgehen rüsteten, sagte der Effendi: „Bleib noch einen Augenblick, Ferhände! . . . Die Zeit Deines Lohnes ist gekommen . . .“ Er öffnete seine Kassette, probierte die Feder auf dem Nagel des Daumens, nahm dann einen Vogen Papier und begann langsam, sehr langsam zu schreiben. Nachdem er geendigt, las er das Geschriebene aufmerksam durch, holte sein Siegel hervor und drückte es bedächtig unter die Feilen.

Alsdann reichte er dem neben ihm stehenden Knaben das Papier und sagte: „Nimm, Sabit! Gib dies Deiner Dady und sage ihr, daß sie sich endlich ausruhen kann . . .“

Was zu diesem Augenblick hatte Ferhände nicht begriffen, worum es sich eigentlich handelte. Jetzt durchzuckte es sie wie der Blitz . . . Das war die Freiheit! Das kam so plötzlich, so unerwartet, daß sie um ein Haar ohnmächtig zusammengebrochen wäre. Sie hatte nur noch die Kraft, niederzuknien und ihres Herren Füße zu küssen . . .

Was sie so lange Jahre lang erhofft, war endlich eingetroffen! Sie war frei, endlich, endlich konnte auch sie Braut werden! Endlich konnte sie die schwarzen spröden Dinger, die längst mehr grau als schwarz waren, in schöne, blonde verwandeln!

Hesnas Mann erhöhte noch Ferhändes Seligkeit, indem er, sie freundlich auf die Schulter klopfend, sagte: „Oh, Ferhände Dady, . . . verheiraten werde ich Dich, das soll meine Sorge sein. Nun sorge Du dafür, daß Sabit schnell groß wird und nach der Schule geht . . .“

Es war, als ob mit diesem Papier eine frischer Luftzug in die langsam verglimmende Glut ihres Lebensmutes gefahren sei . . . Sie lebte auf. Sie hütete das Mättchen wie einen kostbaren Schatz, verpackte ihn zwischen ihren Sachen im Koffer, um ihn dann wieder herbeizuholen und inbrünstig zu küssen. Täglich stellte sie sich vor den Spiegel und betrachtete ihre Haare: eins, zwei, drei . . . oh, sie waren nicht mehr zu zählen, diese weißen Strähnen, aber was schadete das, sie würde sie ja doch färben . . .

In die erste Zeit von Sabits Schulansfang fielen zwei schwere Schicksalsschläge: Der Effendi und seine Gattin starben kurz hintereinander. Diese Todesfälle schoben Ferhändes Hoffnungen auf Jahre hinaus einen Niesel vor. Das war zu viel für sie, sie fank noch mehr in sich zusammen, alles, sogar ihr sorgsam gehüteter Schatz, hatte für sie den Wert verloren. Sie haßte die Welt, die ihr nicht geben wollte, was sie anderen gab . . . Sie haute keine Luftschlüssel mehr, die Arme; ihr Herz war von einer alles durchtränkenden Bitterkeit erfüllt. Ach, und diese Verbitterung machte sie weder jünger noch schöner. In dem Grade, wie Sabit Beh wuchs und lernte, wurde sie kleiner und immer älter, und ihre Haare waren schon mehr weiß als grau.

Eines Morgens kam Hesna Hanım lachend aus ihrem Zimmer und rief mit schallender Stimme: „Dady! Dady!“

Jetzt nannte auch die Herrin Ferhände so . . . Als Ferhände ins Zimmer trat, lachten beide, Hesna, sowie ihr Gatte, noch immer. Endlich sagte jene: „Dady! Hast Du eine Ahnung? Man verlangt Dich zur Frau . . .“

Ferhände sah ganz erstaunt aus, es war ihr unmöglich an das Gehörte zu glauben.

„Dady, ach, Du glaubst mir nicht?! Sieh der Beh hat es mir eben gesagt . . . Sabits Lala (Wärter und Vertrauter) wünscht Dich zu heiraten . . .“

Ferhände antwortete nicht. Still ging sie hinaus. Auf dem Korridor hörten die Zurückbleibenden sie murmeln:

„Das wäre mir recht! Warte, warte und heirate dann den Lala . . .“

Also den Lala wollte sie nicht. Nun gut, allen Unterhändlerinnen wurde Nachricht gegeben, daß Ferhände verheiratet werden solle; auch die Nachbarn wurden ins Vertrauen gezogen. Die Zeit war da, wo man für sie auf die Brautschau kam. Wenn nur die Wochen und Monde nicht so schnell vergangen wären, wenn sie nur nicht ihr Haar ganz gelockt hätten! Schneeweiß war es, und Ferhände wartete noch immer!

Einmal sagte Hesna Hanım zu ihr: „Dady, weißt Du, wohin wir heute gehen werden? Für Sabit auf die Brautschau . . .“

Ferhände stand sprachlos. Wie? War denn Sabit Beh schon so weit, daß man daran dachte, ihn zu verheiraten?! Sie sann und sann: Sabit sollte schon einundzwanzig Lenze zählen? Vier Jahre nach seiner Mutter Hochzeit war er zur Welt gekommen . . . Als Hesna Hanım sich vermählte, war sie eben zwanzig geworden. Sie selbst war zwei Jahre älter als die Herrin, also? . . . Sie kam mit der Rechnung nicht zu Ende, nur sah sie ein, daß sie eine lange, furchtbare lange Reihe von Jahren bildete, und ihr Herz kramte sie sich zusammen . . .

Es war merkwürdig, daß sie noch so viel Kraft hatte, um am Hochzeitstage Sabits hier und da Hand anzulegen. Wo sie sich im Gewühl zeigte, hörte sie flüsternde Bemerkungen, wie: „Seht, des jungen Bräutigams Dady . . .“ In dieser Nacht zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, verschloß die Tür und holte aus ihrem Koffer das vergilbte, zernitterte Papier . . . Mit aller Leidenschaft, die ihr das Alter gelassen, warf sie sich darüber hin und weinte . . . weinte . . .

Jahre vergingen, und alle ließen ihre Spuren zurück . . . Da geschah es, daß das junge Ehepaar eines Abends Ferhände zu sich rufen ließ und ihr unter Schmeicheln und Liebslungen die Eröffnung machte, daß der Lala sie immer noch zur Frau begehre, daß er sie quäle, ihm behilflich zu sein, seine letzten Tage friedlich im Besitze einer Lebensgefährtin zu beschließen . . . Beide nahmen sie Ferhände an die Arme, küßten ihr die weißen Wangen, streichelten ihre schneeweißen Haare . . .

Wie nett würde es werden! Sie würden sie, Mann und Frau, nicht von hier fortlassen, sie würden hier bleiben und das Püppchen, das sich angemeldet hatte, erziehen . . .

Die junge Frau nannte Ferhände lächelnd, auf das Verhältnis zwischen dieser und dem zu erwartenden Weltbürger anspielend: Ferhände Bádşche (alte Wärterin) . . . Ja, wenn Ferhände sich jetzt verheiratete, war sie schon zur „Wädşche“ ausgerückt . . .

Trotz all ihres Sträubens mußte sich Ferhände auf das Drängen sämtlicher Hausinsassen hin rügen und schmüden. Der große Tag war da, sie war Braut . . . Das Haar aber hatte sie sich nicht färben können, hatte es nicht gewollt, denn es war ja nicht mehr schwarz . . .

Die Ameisen als Viehzüchter. *)

Hochauf ragt dicht am breit dahinflutenden Strome ein Felsenhang. Rahles, bröckelndes Gestein weist er der brennenden Sonnenglut, selten nur schmüden vereinzelte Eichenbüsche, dornige Schlehen und stachelige Rosensträucher seinen Absturz. Aus dem Felsgeröll aber leuchten hier purpurrot die Hebrigen Blütenstengel der Pechnelle und später die violetten Köpfechen des Lauges. Von der Spitze des Hügels schweift der Blick über die fruchtbare breite Kalfurche mit dem silbernen Strombände, mit den freundlichen, in grüne Saatefelder eingebetteten Dörfern, hinüber zu den sanften Höhen im Osten, bis zu den Türmen der Stadt, die in dem dämmerigen Grau der Ferne verschwinden. Hier oben, wo das Land sich wellig dahinstreckt, wo fruchtbare Erdkrume mit totem Gestein wechselt, da grünt und blüht es wie nirgends in der Runde. Sonnenschein, Blütenduft, Bienen- und Fliegengehum, dazwischen der tiefe Brummhaß der Hummel, Schmetterlinge in leuchtender Farbenpracht, tiefblau der Himmel und trotz aller Glut doch frisch die Luft.

Aus der verfallenen, niedrigen Mauer, die mit kunstlos geschichteten rohen Steinen das kleine Feldstück umgibt, strecken sich die kräftigen Stengel der großen Fethherne mit den dickfleischigen

*) Aus: Viehweher, „Bilder aus dem Ameisenleben“ (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk). Reich illustriert, in Originalleinenband 1,80 M. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Blättern und den gedrängten, fast doldigen gelbgrünen Blüten. Süßen Wohlgeruch senden die unscheinbaren Blütenkelche in die sonnige Luft und laden der Dienen fleißige Scharen ein, hier ihre Kröpfchen zu füllen. Nicht umsonst spenden die Pflanzen aber den köstlichen Tranf. Sie verlangen von ihren Besuchern, daß sie in ihrem haarigen Gewande auch Blütenstaub mitnehmen und ihn dann auf den klebrigen Narben anderer Blüten zurüchlassen. Ohne es zu wissen, erfüllen die Dienen und Hummeln diesen Liebesdienst, befruchten Blüte um Blüte, nur von dem einen Verlangen befeelt, ihre Kröpfe zu füllen.

Aber auch ungebetene Gäste folgen der süßen Einladung. Nicht durch die Luft kommen sie geflogen; am Stengel klettern sie aufwärts: Kleine, gelbrote Ameischen, auffallend langgestreckt und schmal. Gierig schlecken auch sie am würzigen Naß; aber da ihr Körper nur spärlich mit kurzen Börstchen besetzt ist, nehmen sie keinen Blütenstaub mit. Gut, daß die Nektarquelle so reichlich fließt, daß sie auch für die Dienen und Hummeln noch reicht! Uebrigens ganz so undankbar, wie sie scheinen, sind die Ameisen doch nicht. Wenn sie auch für die Befruchtung der Pflanze nichts tun, durch ihren ständigen Besuch halten sie doch Schädlinge von ihr ab. Wehe dem Käupgen, das sich die saftvollen fleischigen Blätter zur Nahrung erlor! Manche Pflanzen locken die Ameisen darum sogar an. Die Gedenwilde dort, die zwischen Kleeftengeln und Grasshalmen empor klimmt, um ihre violetten Blüten den honigsuchenden Dienen hinzureichen, hält sich gerade eine schützende Leibgarde von roten Ameisen. Unaufhörlich klettern sie an ihrem Stengel auf und ab; und zum Lohne für ihren Schutz reicht ihnen die Pflanze am Grunde jedes der ranken-tragenden Fiederblätter zwei Nektartröpfchen, die, vor Regen und Nachttau geschützt, der Unterseite der kleinen Nebenblättchen entquellen. Sind die Knospen aber entfaltet, so verzieht auf einmal die Honiquelle, und die Ameisen verlassen die undankbare Pflanze, die mit ihren farbigen Blüten und ihrem süßen Duft jetzt Gäste anlockt, die ihr zur Befruchtung verhelfen.

Andere Pflanzen wieder mögen gar nichts von den Ameisen wissen. Wie der Gärtner seine Obstbäume durch einen Leer-Ring gegen antriechendes Ungeziefer schützt, ähnlich sucht auch die Bachelne den Ameisenbesuch ihrer Blüten durch einen Klebrigen, den Blütenstaub umgebenden Ring zu verhindern.

Ueberall sehen wir die rötlich glänzenden Ameisen umherlaufen, und bald haben wir auch ihr Nest entdeckt: Mitten im Grus des Kranis, wo die zierlichen Blattrosetten des filzigen Sabichs-Krautes sich fest an den sonnendurchglühnten Boden schmiegen, ist es dicht neben der stacheligen Distel unter kaum handgroßem, verwittertem Steine. Ein einziger Griff deckt es mit all seinen Hunderten elfenbeinschimmernden Larven und Puppen auf. Mancherlei Neues lehrt uns die neue Kolonie. Nicht leicht wird es zunächst, die Königin herauszufinden, denn nur wenig übertrifft ihr Körpermaß das der Arbeiterinnen. Aber die starke Brust mit den Ansaßstellen der jetzt fehlenden Flügel verrät sie doch. Und haben wir erst eine, finden wir wohl noch mehr. Was bei anderen Ameisenarten nur Ausnahme, bei den Knotenameisen ist es Regel. Und nun die seltsamen Puppen! Keine einzige hat ein Gespinnst. Vollkommen nackt liegen sie da, und ihre zarten Beinchen und Fühler sind ohne schützende Hülle. Achlos haben wir die zornigen Ameisen über unsere Hände laufen lassen, in der sicheren Gewißheit, daß ihre Büt uns nicht zu schaden vermag. Erschrocken schlenkern wir sie aber doch ab, denn zwischen den Fingern, wo die Haut empfindlich und dünn ist, spüren wir deutlich ihren feinen Stich. Gut, daß die Kolonie nicht die doppelt so großen Verwandten der roten Knotenameisen beherbergt, denn ihre Stachel würden uns ebenso arge Schmerzen verursachen wie die Giftgeschosse der Wespen und Dienen.

Stören wir aber die armen Tiere nicht weiter. Auf der Distel, deren buchtige, stachelspizige Blätter beim Untersuchen des Nestes uns mehrfach in den vorgebeugten Kopf spieken, klettern auch Insaßen unseres Nestes herum. Sie melken Blattläuse, die hier in großen Haufen die Disteläste wie dunkle Ringe umgeben. Genau wie die Holz- und Wegameisen schmeicheln sie den Läusen Tropfen um Tropfen ab. Wie Finger ergreifen sie eben noch auf den Rücken der Kähe trommelnden Fühler das helle Tröpfchen, sobald es den Mastdarm verläßt und führen es dem Munde zu. Und weiterhin, an den übrigen Distelstauden, immer dasselbe Bild; manchmal nur rote mit braunen Ameisen gemengt. An einer der kräftigen Pflanzen aber fällt uns etwas ganz Sonderbares auf. Dicht über dem Erdboden schlängelt sich um den Stengel ein eigenümliches Gebilde. Aus Erde und Sand zierlich gemauert, umgibt es ihn wie ein 4 Zentimeter breiter Ring oder eine Röhre. Lange forschen wir vergeblich nach dem Zweck dieses Mauerwerkes, bis wir die Blätter, die es teilweise unseren Blicken entziehen, vorsichtig entfernen. Jetzt wird es uns klar, daß die roten Ameisen es aufgeführt haben, denn dicht darunter ist ihr Nest, und soeben schlüpft eine der Knotenameisen in das Gebäude hinein. Aber wozu dient es nur? Es hilft nichts, wir müssen eine Bresche in eine Wand legen. Da sitzen denn, wie an den Stengeln der Disteln überall, auch hier Blattläuse, und Ameisen steigen zwischen ihnen herum, sie eifrig melkend. Ein Schutzbau ist's, den die Ameisen ihrem geliebten Melkvieh errichtet haben. Und diesen geräumigen Stall benutzen sie hier noch zur Unterkunft für einen Teil ihrer Brut. Einmal aufmerksam geworden, finden wir an anderen Pflanzen leicht mehr solcher Ställe, immer in der

Nähe des Bodens. Der Stengel bildet gewöhnlich die Achse, und wenn das Gebäude in einem Blattwinkel ist, der Blattstiel den einzigen Tragbalken. Immer dienen die Häuschen demselben Zweck, wechselnd sind nur Form und Größe. Im Herbst zumal, wenn die Blattläuse von den Pflanzenstengeln herabkommen, um unter den Wurzelblättern oder in anderen Vertiefungen zu überwintern, finden wir sie häufig. Die Ameisen folgen den Läusen in ihre Schlupfwinkel, mauern mit feuchter Erde alle Oeffnungen zwischen dem Erdboden und den Blattändern zu und pflegen hier ihre Freunde, bis der Winter sie in die Tiefe ihrer Nester bannet.

So lernen wir in den roten Knotenameisen wie in allen vom Honigtau lebenden Ameisen die natürlichen Beschützer der Blattläuse kennen. Niemals tun sie ihnen ein Leid, schleppen sie sorglich auf andere Pflanzen, ja im Winter sogar in ihre Nester. Aber ihre Handlungsweise ist nichts als Eigennutz, der allerdings seine Berechtigung hat. Leben doch manche Ameisenarten ganz ausschließlich von den süßen Ausscheidungen ihrer Freunde, und sind doch vielen anderen die lederen Tröpfchen der Pflanzenenderber eine unererschöpfliche Hilfsquelle ihrer Ernährung. Den Blattläusen, den fast wehrlosen, zarten Tierchen, kann es schon recht sein, wenn die starken Ameisen sich zu ihren Beschützerinnen aufwerfen; denn die Zahl ihrer Feinde ist groß. Besonders sind es die Larven der Marienkäfer, verschiedener Fliegen und die Schlupfwespen, die den Läusen nachstellen. Schon an den offenen Pflanzenstengeln, wo die Honigspender unablässig von den Ameisen besucht werden, wird es den Feinden schwer, ihre Beute zu erschaffen. Angestum stürzen sich die Beschützer auf die Angreifer. Zwischen den trägen Fliegenlarven und den Ameisen kommt es nicht selten zu erbitterten Kämpfen; und erstere wissen sich durch einen zähen, vom Munde abgesonderten Schleim, mit dem sie die Ameisen zu beschmieren suchen, gut zu verteidigen. Unmöglich aber werden solche Angriffe in den Stallungen.

Nicht alle Blattläuse sind indessen Freunde der Ameisen. Bei mancher Art suchen wir die lederen Schleder vergebens. Vielleicht sind ihre Exkremente nicht süß. Die bräunlichen Läuse der Rose gehören zum Beispiel hierzu. Nehmen wir einige mit nach Haus, um sie unseren Ameisen zu geben, so merken wir bald, daß sie von diesen feindlich behandelt werden. Die Ameisen versuchen sie zu beißen. Wie erschrocken aber fahren sie zurück, denn unsere Blattlaus hat aus den beiden auf ihrem Rücken befindlichen Röhren ein klein wenig einer wachsartigen Masse ausgeschieden und mit dieser die Ameise beschmiert. Unablässig sehen wir jetzt die unvorsichtige Angreiferin bemüht, sich von dem ihr augenscheinlich ekelhaften klebrigen Stoffe zu befreien. Ist es gelungen, verucht sie sicher nicht wieder, die Blattlaus zu fassen. In gleicher Weise verteidigen sich die Läuse auch gegen andere Feinde. Sie brauchen die Ameisen nicht als Beschützer, sie können sich selbst schon helfen. Den Blattläusen aber, die das Melkvieh der Ameisen bilden, fehlen diese Waffen. Seit die Ameisen sie unter ihre Fittiche genommen haben, sind die Röhren verkümmert, und kleine Stummel oder Knöpfchen bezeichnen die Stellen, wo sie einst saßen.

Röntgenstrahlen.

Ueber eine sehr wichtige Neuerung auf dem Gebiete der Röntgenstrahlungen im Dienste der Medizin berichtet das letzte Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ (Nr. 20). Bekannt ist der außerordentliche Wert der Röntgenphotographie für die Chirurgie. Die Feststellung aller Knochenveränderungen (Knochenbrüche, vererbte Mißbildungen oder im Laufe chronischer Erkrankungen — wie Tuberkulose, Syphilis, „englischer Krankheit“ — erworbene Knochenstörungen) erfolgt heute zur Sicherung der Diagnose mit Hilfe der Röntgenstrahlen. Die moderne Chirurgie ist ohne sie nicht mehr denkbar, wenigstens nicht in ihrer gegenwärtigen Ausgestaltung. Darum besitzt jedes größere chirurgische Institut ein eigenes Röntgenlaboratorium. Aber auch für die innere Medizin hat sich die Röntgendurchleuchtung als ein sehr wesentlicher Faktor der Untersuchung herausgebildet. Undurchlässig für die Röntgenstrahlen sind zwar vermöge ihrer anorganischen Bestandteile (Metallsalze) nur die Knochen, und sie geben deshalb ein deutliches Bild auf der Röntgenplatte, aber auch die kompakten muskulären und drüsigen Organe (Herz, Lymphdrüsen, Muskel) hinterlassen einen Schatten, aus dessen Gestalt sich wichtige Schlüsse ziehen lassen, wenn auch dazu eine nicht geringe Uebung erforderlich ist. Sehr fruchtbare Resultate hat die Röntgenphotographie für die so zahlreichen, oft sehr unangenehmen Magenkrankheiten gezeigt. Da die dünnen, membranösen Magentwände kein Bild ergeben, so greift man schon früh zu einem Umweg, um sich doch über Größe, Lage, Geßtdüßte des Magens usw. orientieren zu können. Man ließ den Patienten ein gewisses Quantum einer für Röntgenstrahlen undurchlässigen Substanz (eines Metalles) schlucken, die man zur Erleichterung für den zu Untersuchenden einer breiartigen Speise (Apfelsmus oder Kartoffelbrei) beimischte; man bediente sich bisher zu diesem Zwecke des Bismutnitrates oder einer anderen Bismutverbindung. Damit erzielte man die gewünschten Resultate. Sobald das Bismut im Magen genügend verteilt war, konnte man ein Röntgenbild aufnehmen, welches die Umrisse des Magens deutlich zeigte, da sich das Bismut zusammen mit dem Speisebrei den Magentwänden anlegte. Mit diesen Durch-

Leuchtungserfolgen, die für die Diagnostik der Magenkrankheiten und ihre Behandlung von größter Wichtigkeit waren, hätte man wohl zufrieden sein können, wenn sich nicht im Laufe der zahlreichen während der letzten Jahre erfolgten Magendurchleuchtungen herausgestellt hätte, daß die bisher verwendete metallische Substanz, das Bismut, in irgend einer Verbindung durchaus nicht harmlos für den menschlichen Organismus ist! Es hat sich gezeigt, daß bei manchen Menschen eine ziemlich heftige Bismutvergiftung eintrat, die auch noch erfolgte, als man mit den zur Magendurchleuchtung dargereichten Quanten wesentlich zurückging. Statt 100 Gramm gab man nun nicht mehr als 30—40 Gramm des Bismutsalzes. Trotzdem mehrten sich, nachdem man erst einmal auf den Typus der Bismutvergiftung aufmerksam geworden war, die Erkrankungsfälle, von denen mehrere sogar einen tödlichen Verlauf nahmen.

Um nun der sehr unangenehmen vergiftenden Nebenwirkung der Magendurchleuchtung abzuwehren, hat der bekannte Berliner Pharmakologieprofessor L. Lewin nach einem Mittel gesucht, das auch in größeren Dosen unschädlich für den Menschen und doch für die Röntgenaufnahme des Magens geeignet sein sollte. Natürlich kam wieder nur eine Metallverbindung in Betracht. In seinen gemeinsam mit Prof. Riethe ausgeführten Untersuchungen hat Lewin im Magneteisenstein einen Ersatz des Bismutnitrats gefunden. Der Magneteisenstein ist nach den bisherigen Erfahrungen auch in großen Mengen, in Dosen von 100—150 Gramm, unschädlich und wird — mit Milchzucker und Kakaopulver vermischt und mit Wasser angerührt — meist gern genommen, da sich diese Mischung von gewöhnlichem Kakaó im Geschmack nicht wesentlich unterscheidet. Hat dieses neue Mittel, das übrigens zugleich den Vorzug der Billigkeit hat, keine üblen Nebenwirkungen, so wird es geeignet sein, einen wichtigen Fortschritt in der Technik der Röntgendurchleuchtung für medizinisch-diagnostische Zwecke herbeizuführen. Denn bei der enormen Häufigkeit der Magenkrankheiten ist die Sicherung der Diagnose durch den photographischen Befund von recht großer Wichtigkeit, und es wäre sehr bedauerlich, wenn die Bismutvergiftungen zur Einschränkung eines Verfahrens geführt hätten, das sich auch für die innere Medizin als höchst fruchtbringend erwiesen hat. Es ist anzunehmen, daß Prof. Lewin, der ja auf dem Gebiete der Lehre von den Arzneimitteln und den Gifstoffen eine Autorität ist, dem Magneteisenstein nicht eine so wichtige Rolle zuweisen würde, wenn er nicht die Eigenschaften dieser Eisenoxydverbindung nach jeder Richtung hin geprüft hätte. So sehen wir wieder eine kleine Wandlung in der praktischen Benutzung der Röntgenstrahlen, die seit ihrer Entdeckung schon so mannigfachen Zwecken dienstbar gemacht, sicher aber nirgends von so epochaler Bedeutung geworden sind, wie in der Medizin, die sich ihrer tagtäglich an allen Orten der zivilisierten Welt bedient. Eine so immense Verwendung hätte sich wohl auch Röntgen selber nicht träumen lassen, als er vor 15 Jahren seine Entdeckung machte. W.

Heilige als Augenärzte.

Nach mittelalterlicher Anschauung gibt es für jede Art von Krankheit ein Heilmittel. Diese Auffassung findet sich in den Werken der Alchimisten wie Paracelsus, Van Helmont und Crolius ausgesprochen und ging dann später in den Glauben über, daß es ein allgemeines Heilmittel gegen jedes erdenkliche Leiden geben müsse, die „große Panazee“, deren Annahme allerdings vielleicht einer mißverständlichen Deutung der Eigenschaften des „Steines der Weisen“ entstammt. Denn von diesem ist in alten Schriften gesagt, er werde „die große Krankheit“ heilen. Mit der großen Krankheit ist jedoch ursprünglich nichts anderes gemeint als die Armut, die natürlich durch die metallverwandelnde Kraft des Wundersteins hätte gebannt werden können!

Unter den mythischen Anschauungen des Mittelalters fand sich auch der Glaube, daß die Heilung bestimmter Krankheiten auch ganz bestimmten Heiligen gleichsam als Amtspflicht zugewiesen sei. Zwei französische Ärzte, Professor Truc und Dr. Liegard, haben sich mit dem Studium dieses Aberglaubens befaßt. Ihre Arbeiten, die durch geschichtliche Forschungen von Vaudin ergänzt worden sind, zeigen, daß fast jede Augenkrankheit im Jenseits ihren Spezialarzt hat. Die „Allgemeine Wiener Medizinische Zeitung“ gibt eine Blütenlese dieses Verzeichnisses von Wunderärzten: Als erster käme der Erzengel Raphael in Betracht. Auch von dem biblischen Tobias wird erzählt, daß er auf überirdische Inspiration seinen Vater mit Fingergalle von der Blindheit befreite. — In der Zeit bis zum sechzehnten Jahrhundert erscheint eine große Reihe von Heiligen als Helfer bei Augenleiden. Es werden genannt: Die heilige Adelgunde, César de Bus, die heilige Klara, der heilige Colombe, St. Gauthier, die heilige Genovefa, der heilige Hieronymus, die heilige Lucia und andere. Die Letztgenannte, die im vierten Jahrhundert lebte, war die besondere Patronin der Augenentzündung. Die Kranken wuschen sich die entzündeten Augen mit Wasser und mit dem Staube, der sich auf den Weibern des Sarkophages der heiligen Lucia ansammelte, welche Prozedur den Grundsätzen unserer modernen Medizin nicht gerade entspricht. Es finden sich zahlreiche Darstellungen der heiligen

Lucia, auf denen sie mit zwei Augen auf der flachen Hand abgebildet ist. Ihr Amt stammt daher, daß ihr bei ihrem Martyrium die Fenster die Augen ausriffen. Zudem rührt der Name Lucia von dem lateinischen „lux“ (= Licht) her. Es gibt auch ein Augenwasser, dem der Name „Lucia-Wasser“ beigelegt wurde. Einer ihrer berühmtesten mit Erfolg behandelten Patienten war der große Dante, dessen Augen durch allzu reichliche Lektüre und durch die Tränen, die er nach dem Tode seiner Geliebten vergoß, gelitten hatten. — In der Haute Marne ist der heilige Leodomir oder Lumier dadurch berühmt, daß er vor Blindheit schützen kann. Eine Wunderquelle in Vallereff steht unter seinem besonderen Schutze. Derartiger Quellen gibt es aber viele und noch mehr Leute, die daran glauben und Hoffnung auf ihre Wunderwasser setzen. Wenn diese ihnen auch nichts nützen, so schaden sie ihnen wenigstens nicht direkt, obgleich der Schaden gerade groß genug ist, der dadurch angerichtet wird, daß solcher Aberglaube einen Teil der leidenden Menschheit davon abhält, rechtzeitig oder überhaupt bei einem Augenarzt Rat und Hilfe zu suchen. Es gibt nur leider noch viel Schlimmeres als Wunderquellen. Nämlich die Charlatane und Kurpfuscher, die in fast allen Ländern gerade auf dem Gebiete der Augenheilkunde ihr Unwesen treiben und mit nichtigen Mitteln alle möglichen Arten von Augenleiden „heilen“. Diesen „Heiligen“ kann nicht scharf genug entgegen gearbeitet werden.

Kleines feuilleton.

Archäologisches.

Ueber die bei Pompeji entdeckten Fresken, die — nach dem Urteil aller, die sie gesehen haben — zu dem Schönsten gehören, was je in Pompeji gefunden worden ist, schreibt man dem „Corriere della Sera“ aus Neapel: Im Januar dieses Jahres wurde mit Zustimmung des Professors Antonio Sogliano, der in Pompeji die Ausgrabungen leitet, einem Herrn Aurelio Item die Erlaubnis gegeben, an einem Orte, der etwa 200 Meter von der „offiziellen“ Ausgrabungsstelle entfernt liegt, auf eigene Faust Grabungen vorzunehmen. Herr Item besitzt in Pompeji zwei Speisewirtschaften, das Terrain, für das ihm die Grabungserlaubnis gegeben wurde, ist aber nicht sein Eigentum, es gehört vielmehr einer Witwe, mit der er sich, um die Ausgrabungen veranstalten zu können, geschäftlich assoziierte. Die Grabungen lieferten schon in den ersten Tagen großartige Ergebnisse: es wurde eine ganze Villa freigelegt, und man kam aus dem, was bisher zu Tage gefördert wurde, schließen, daß sie von wunderbarer Pracht gewesen sein muß. Man hat mehrere in der vornehmsten Weise ausgestattete Räume entdeckt; geradezu verblüffend aber wirkt ein großer Raum, der einst ein Triclinium (Speisezimmer) gewesen zu sein scheint. Der Unterbau besteht aus großen Steinen, die eine Marmorimitation darstellen, und der ganze Saal ist in dem sogenannten „zweiten Stil“, dem schönsten der pompejanischen Baustile, gehalten. Die drei Wände weisen herrliche Fresken auf: menschliche Gestalten von mehr als zwei Drittel Lebensgröße. Eine dieser Gestalten stellt, wie es scheint, einen Silen dar; Der wunderbare gemalte Begleiter des Bacchus gibt einem Menschen, der vor ihm lauert, zu trinken, und der Trinker sührt den Becher, den er mit beiden Händen umklammert, mit fast tierischer Gier an die Lippen. Das zweite Bild zeigt eine Gestalt, die vor einer am Boden liegenden weiblichen Gestalt (es ist vielleicht eine Ariadne) aufrecht steht; von der weiblichen Figur fehlt leider ein großer Teil. Das dritte Bild endlich zeigt eine prächtig dargestellte große geflügelte Viktoria, die eine Art Schild hoch hebt, um eine Frau, die sich ängstlich buckt, niederzuzulagen; eine andere Frau erhebt stehend die Hände zu der Siegesgöttin, auf daß sie der Schuldigen verzeihe; eine vierte Frauengestalt, die etwas abseits steht, schlägt jubelnd die Schellentrommel. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie schön alle diese Gestalten sind, wie wunderbar die Leuchtkraft der Farben ist und wie lebenswahr jede Bewegung und jeder Gesichtsausdruck. Den Rahmen für die Bilder geben Theatermasken von außerordentlicher Schönheit und in einer Darstellung, wie man sie bisher noch nicht gesehen hat. Auf Befehl des Ministeriums sind die Ausgrabungen einstweilen eingestellt worden. — An die ganze Geschichte knüpfen sich zahlreiche Kommentare, und man kann sich denken, daß die Regierung dabei nicht sehr gut wegkommt. Man erinnert daran, daß bei einer ähnlichen Grabungserlaubnis der Staat schon einmal schweren Schaden erlitten hat. Damals fand man in der Villa De Prisco den berühmten Silberschatz, der dann heimlich ins Ausland wanderte. Es dürfte dem Staate nicht leicht werden, mit dem glücklichen Herrn Item über den Ankauf der Fresken zu einer Einigung zu gelangen, denn es haben sich bereits zahlreiche Altertumsfreunde gefunden, die bereit wären, große Summen freizumachen, um die Wandgemälde zu erwerben. Die Blätter tabeln es scharf, daß das Graben in Pompeji zu einer wahren Spekulation geworden ist, was man schon daraus erkennen kann, daß nicht die wirklichen Besitzer der für die Grabungen in Betracht kommenden Terrains graben lassen, sondern, wie eben jetzt in dem lehrreichen Falle Item, Unterpächter und richtige Fundspekulanten.